

KOMPAKT

ARCHITEKTUR

Renzo Piano schenkt Genua Brücken-Plan

Der italienische Architekt Renzo Piano hat der Stadt Genua einen Ersatz für die Mitte August eingestürzte Autobahnbrücke angeboten. Bei der Katastrophe kamen 43 Menschen ums Leben. Seinen Entwurf für eine neue Brücke will der 80-jährige Piano der Region Ligurien schenken. Nach dem Einsturz hatte der in Genua geborene Architekt erklärt, er könne an nichts anderes mehr denken. Brücken kollabierten nicht zufällig, sagte er der italienischen Zeitung „La Repubblica“. Ein Neubau müsse diese Tragödie reflektieren. Die moralische Verpflichtung will er nun selbst in die Hand nehmen. Vorgestern stellte Piano dem Regionalpräsidenten Liguriens, Giovanni Toti, seine Idee für die Ersatzbrücke vor. 43 Lampen sollen an jeden einzelnen Toten erinnern. Zu den Werken von Renzo Piano, der seit 2013 auch Senator auf Lebenszeit der Republik Italien ist, gehören das Centre Pompidou in Paris, das Hochhaus Shard in London und Teile des Potsdamer Platzes in Berlin.

FALL ERL

Neue Vorwürfe gegen Tiroler Festspiele

Über die Vorwürfe wegen angeblicher sexueller Übergriffe hinaus haben die Tiroler Festspiele Erl mit weiteren Anschuldigungen zu kämpfen. Bei der Bezirkshauptmannschaft Kufstein seien „an die 100 Strafverfahren“ gegen die Festspiele anhängig, sagte Bezirkshauptmann Christoph Platzgummer der „Tiroler Tageszeitung“. Es gehe dabei um den Verdacht der illegalen Beschäftigung von Ausländern und um nicht bezahlte Sozialabgaben. Zuletzt war bekannt geworden, dass den Festspielen bis Januar 2019 nach wiederholten Übertretungen die weitere Beschäftigung von Bürgern aus Nicht-EU-Staaten untersagt wurde. In Erl sind traditionell viele Künstler aus Staaten wie Weißrussland beschäftigt.

LITERATUR

Zuckmayer-Medaille für Robert Menasse

Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse wird im kommenden Jahr mit der Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz ausgezeichnet. „Robert Menasse vermittelt in kritisch-ironischer Weise einen Blick auf politische und weltgeschichtliche Zusammenhänge“, teilte die Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) mit. Menasse schaffe dadurch nicht nur unterhaltsame Literatur, sondern rege auch zum Nachdenken an. Die Carl-Zuckmayer-Medaille ist die höchste kulturelle Auszeichnung des Landes Rheinland-Pfalz.

FOTOGRAFIE

Erich Lessing stirbt mit 95 Jahren

Der österreichische Fotograf Erich Lessing ist tot. Der Fotodokumentarist starb in der Nacht auf Mittwoch im Alter von 95 Jahren, wie die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) in Wien mitteilte. „Mit Erich Lessing verliert die Welt nicht nur einen herausragenden und vielseitigen Künstler, sondern auch einen außergewöhnlichen Menschen, einen Zeitzeugen und scharfen Beobachter“, hieß es. Lessing fotografierte unter anderem den Ungarn-Aufstand (1956) und wurde mit Bildern zum Wiederaufbau im Kommunismus bekannt. Er hielt auch den Besuch Charles de Gaulles in Algerien und die Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrags am Balkon des Belvedere in Wien fest. Später fotografierte Lessing vor allem Musiker und Künstler.



Droht nur Ungemach aus Chemnitz, wirft der Sozialismus immer noch seine Schatten? Lew Kerbels Karl-Marx-Kopf, den die Chemnitzer „Nischel“ nennen

Die Geschichte von Chemnitz ist mehr als nur die Geschichte eines Niedergangs. Hier verbindet sich proletarisches Erbe mit ästhetischer Aufgeschlossenheit. Eine Ehrenrettung

Was bisher geschah

Die gemordete Stadt nannte der große Verleger und Publizist Wolf Jobst Siedler einst seine Heimatstadt Berlin. Was hätte er wohl erst über Chemnitz gesagt? Eines der reichsten Gemeinwesen Deutschlands, Industriestandort der ersten Kategorie seit dem 19. Jahrhundert, Ort der Museen und eines überaus instinktiven Geschmacksbürgertums – und dann geht es Schlag auf Schlag bergab: Auf die Zerstörung im Krieg zu vier Fünfteln folgt die Selbstzerstörung durch den Sozialismus. Hier kam der dickste Marxschädel zu stehen. Hier machten sich, in verquerem Monumentalismus, die mächtigsten Magistralen breit. Nicht mal der Name Chemnitz blieb den Gemordeten.

VON TILMAN KRAUSE

Und später die Wende. Nun wurden auch die unter DDR-Herrschaft immerhin noch existierenden Betriebe abgewickelt. Bevölkerung wanderte ab. Westdeutschland, das den Laden übernahm, war schon froh, wenn es Dresden und Leipzig einigermaßen auseinanderhalten konnte. Für ein Interesse, gar Verständnis, die drittgrößte Stadt Sachsens betreffend, reichte es schon nicht mehr. Und jetzt auch noch die Schreckensnachrichten der letzten Tage: Wusste man's doch – über diesen Breiten liegt kein Segen. Hier herrscht inzwischen der fanatisierte Mob.

Ach, man möchte sie am liebsten alle an die Hand nehmen, die jetzt so leichtfertig den Stab über Chemnitz brechen, und mit ihnen zum Viertel Kaßberg marschieren. Kaßberg? Nie gehört? Das größte geschlossene Jugendstilareal zwischen Brüssel und Prag, es ist ein Bezirk, in dem die ganze selbstbewusste Repräsentationskultur des deutschen Bürgertums zwischen Wilhelminismus und Funktionalismus prachtvoll zur Geltung gelangt. Und dieses herrliche Flächendenkmal, es erzählt

eben auch eine ganz andere Geschichte von jenem angeblichen Unort, von dem jetzt alle reden.

Entlang an Häusern mit fröhlichen steinernen Blumengirlanden und lustig bunten Glasfenstern, vorbei an fantasievoll geschmückten Hausportalen mit Putten und anderen lebensprallen Relieffiguren auf den Sims möchte man die Ortsunkundigen führen und sie zum Schluss noch auf der anderen Seite der Stadt zu einem Umtrunk im Restaurant der eleganten Villa Esche einladen. Das ist diese großzügige Anlage für einen der vielen kunstsinnigen Unternehmer der Stadt, die um 1900 der geniale Henry van der Velde entwarf.

Und man möchte am liebsten auch die Chemnitzer selbst daran erinnern: Hier vor allem besteht es fort, für alle Augen sichtbar, was an ästhetisch Erfreulichem in dieser Stadt geschaffen wurde – erfreulich vor allem deshalb, weil es menschenfreundlich gemeint war, voller Glauben daran, dass die Menschen, die hier leben, es verdienen, sich zu schmücken und vom Rest der Welt dafür bewundert zu werden.

Jedoch der Blick muss gar nicht bis in die Jugendstilzeit zurückschweifen. Man darf vielleicht an dieser Stelle daran erinnern, dass schon bald nach der Wende mit großem bürgerschaftlichem Engagement, aber auch mit einer Obrigkeit, die das Gebot der Stunde erkannte, machtvoll und lustbetont an einer neuen, positiven Identitätspolitik gearbeitet wurde.

Alte kulturelle Institutionen wie die „Arbeitersängerfeste“ lebten nun im „Musikbund“ wieder auf. Der Neubau des Opernhouses, 1992 eine deutschlandweit einzigartige Anstrengung, wurde mit Richard Wagners „Parsifal“ wiedereröffnet. Also mit jener Oper (um das Etikett „Bühnenweihfestspiel“ zu vermeiden), die 1913 hier erstmals außerhalb von Bayreuth auf deutschem Boden erklangen war.

Und so ging es ja weiter. Die Sammlung Gunzenhauser kam in den Nuller-

jahren an die Stadt. Museumspolitisch spielte Chemnitz, wo einst der vielleicht bedeutendste Maler des Expressionismus, Karl Schmidt-Rottluff, zur Welt gekommen war, auf einmal wieder ganz vorne mit. Mit Wiederentdeckungen, die zum Beispiel Helmut Kolle, einem der faszinierendsten deutschen Maler der Zwischenkriegszeit, und seiner ganz spezifisch schwulen Spielart eines an Frankreich orientierten Art déco, galten.

Aber auch mit Pfunden des Bestandes konnte man wuchern, denn Gunzenhauser hatte die größten Sammlungen zu Otto Dix und Alexej Jawlensky zusammengetragen. Und die älteren Kunstsammlungen am Theaterplatz zeigen anschaulich, wie früh man in Chemnitz die Revolution in der Malerei durch den französischen Impressionismus erkannt und gewürdigt hat – zu einer Zeit, als das von vielen Kulturbürgern noch als Vaterlandsverrat empfunden wurde, vor allem wenn es dazu führte, dass für entsprechende Kunstwerke des „Erbeinfinds“ auch noch Geld ausgegeben wurde.

Das höfische Dresden, das merkantile Leipzig, die beiden größeren Metropolen Sachsens, sie drängten Chemnitz in den letzten beiden Jahrhunderten dahin, sich im Gegenzug als betont moderne, zeitgemäße Kunststadt zu profilieren. Und es waren die beiden bekanntesten Schriftstellersöhne der Stadt, Stefan Heym und Peter Härtling, die in ihren autobiografischen Alterswerken vor noch nicht allzu langer Zeit darin weitweiferten, ihrer Geburtsstadt einen ganz eigenständigen Charme zu attestieren, einen Charme, der dadurch zustande kam, dass sich hier das proletarische Erbe mit ästhetischer Aufgeschlossenheit verbindet.

Daran muss man jetzt erinnern. Das sollte allen, die jetzt einerseits der Stadt eine positive Identität absprechen oder auf der anderen Seite, ihrer Identität unkundig, sich in völkischen Wahn hineinsteigern, Lebenshalt und

Lebensverpflichtung sein. Schaut sie euch an, die Manen eurer Stadt, und beugt euch ihrem Geist: Es ist – oder war es doch über lange Strecken – ein humaner, wohlwollender, freundlicher Genius Loci, der hier herrschte. Und gerade das Wiedererwachen von Bürgersinn nach den zwei deutschen Diktaturen zeigte: Auch Gemordete können wieder auferstehen.

Ein bisschen Vertrauen in die eigenen Gestaltungsmöglichkeiten sollte man allerdings dabei mitbringen. Alles nur immer vom Staat oder von der Polizei zu erwarten, kann der Weisheit letzter Schluss nicht sein. Die Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln, das Pochen auf Identität: Dergleichen ist ebenfalls kein Selbstzweck. Es muss sich ummünzen in einen produktiven Umgang mit aktuellen Herausforderungen. Das haben die Chemnitzer nach 1990 geleistet. Warum sollte es ihnen nicht abermals gelingen?

Und gibt es nicht auch ganz materiell und faktisch Anzeichen, die zur Hoffnung Anlass geben? Erst kürzlich dokumentierte eine Spezialsendung des „Heute Journals“, dass die Einwohnerzahl der Stadt wieder steigt, während gleichzeitig die Arbeitslosenzahlen deutlich zurückgehen. Dafür ist nicht zuletzt das große Volkswagen-Motorenwerk ein Grund, das zu den umsatzstärksten Unternehmen des Freistaats zählt und obendrein dort einen der größten Arbeitgeber darstellt. Also stehen auch wirtschaftlich die Zeichen auf Aufschwung. Es sollte moralische Verpflichtung sein, sein Gedeihen zu befördern, anstatt die Region jetzt durch trübe Machenschaften zu gefährden.

Dann werden auch die langen Schatten wieder weichen, die auf unserem Bild der Dickschädel eines Karl Marx wirft, der „Nischel“, wie ihn die Sachsen nennen, ein Danaergeschenk des sowjetischen Bildhauers Lew Kerbel. Dass man dieses Monstrum stehen ließ, zeugt schließlich auch von ironischer Souveränität.

KOMMENTAR

Florian Illies, die richtige Wahl

MARA DELIUS

Florian Illies wird zum 1. Januar nächsten Jahres neuer Rowohlt-Chef. Warum das eine gute Nachricht ist, liegt auf der Hand: Illies bringt mit, was ein Mann braucht, um die von jahrelangen Umsatzrückgängen dauerverunsicherte Verlagswelt neu zu beleben – allem voran die Fähigkeit, dass ihm viele vieles, wenn nicht sogar alles zutrauen. Und warum auch nicht?

Illies erreicht nun mit Ende vierzig, also für die Kulturszene immer noch relativ jung, die Spitze eines der wichtigsten deutschen Publikumsverlage, wirkt aber als langjähriger Chef des Auktionshauses Griesebach smart und erfahren genug, um ein großes, traditionsreiches Haus einer alten Branche zukunftsgegenwärtig zu leiten; als ehemaliger Redakteur der „FAZ“, Mitbegründer des Kunstmagazins „Monopol“ und Herausgeber der „Zeit“ hat er Innovationsgeist bewiesen und beste Kontakte in die Medienwelt; als Bestsellerautor von „Generation Golf“ (2000) und „1913“ (2012) hat er, seinem frühen Förderer Frank Schirrmacher nicht unähnlich, gezeigt, wie gut er Stimmungen erspüren und zu Themen und Trends verdichten kann; kurzum, würde man sich einen mit allen Wassern gewaschenen Kulturszenensuperman zusammensetzen, käme wohl Florian Illies heraus.

Insofern wird die Personalie jetzt natürlich gewertet werden können als ein Update des Verleger-Mythos vom viel vernetzten, alerten Mann, eine Figur, die manche schon überlebt sahen; Illies scheint in der Reihe der Rowohlt-Verleger ziemlich konsequent auf Alexander Fest zu folgen (der vor knapp vier Jahren vom Posten des verlegerischen Geschäftsführers zurücktrat und seitdem als Editor at Large tätig ist).

Dem Verlag selbst geht es wirtschaftlich relativ gut, doch hatte es zuletzt an „verlegerischem Profil“ gefehlt, heißt es in Branchenkreisen. Man konnte daraus heraushören, dass die bisherige Verlagschefin, Barbara Laugwitz, vielleicht nicht intellektuell oder charismatisch genug sei, um wirklich deutliche Spuren in der Verlagslandschaft zu hinterlassen. Zu schließen, sie habe nicht genug Strahlkraft gehabt, wäre insofern unfair, als Laugwitz nach Fest bewusst mit anderem Profil angetreten war, nämlich als praktische, eher bodenständige Macherin im Hintergrund. Die Entscheidung für Florian Illies nun als Rückkehr zum alten Verlegertypus zu feiern, wäre also ungerecht – der bisherigen Chef gegenüber, dem zukünftigen Chef gegenüber aber auch. Auch wenn der von Glanz nicht gerade überbordenden Verlagszene eine weitere Figur mit Strahlkraft natürlich guttäte.

In Zukunft wird es ohnehin um weit mehr gehen: nämlich darum, der großen Herausforderung zu begegnen, dass immer weniger Leute immer weniger Bücher lesen. Zuletzt ergab eine Studie des Börsenvereins des deutschen Buchhandels, dass zwischen 2013 und 2017 tatsächlich 6,4 Millionen Deutsche, die zuvor noch regelmäßige Buchkäufer waren, kein einziges Buch mehr gekauft haben – und zwar weder in der Buchhandlung noch im Internet. Mit diesem krassen Rückgang von fast achtzehn Prozent muss jeder der Publikumsverlage in der nächsten Zeit umgehen – vielleicht wäre der erste Schritt, ehrlich Gründe zu suchen, statt eine Lese-Kampagne nach der nächsten auszurufen.

mara.delius@welt.de

ZAHL DES TAGES

1

Wettbewerbsfilm des am Mittwoch eröffneten Filmfestivals in Venedig stammt von einer Regisseurin. Die anderen 20 stammen von Männern. Jury-Präsident Guillermo del Toro ist damit unglücklich: „Das Ziel muss klar sein: Bis zum Jahr 2020 muss das Verhältnis bei 50:50 liegen.“ Mehr dazu in zwei Jahren an dieser Stelle.